Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 81 (1987)

Heft: 11

Artikel: Wovon leben wir Linken? I., Vom "Nein" zum Bestehenden ; II., Von der Vision einer neuen Gesellschaft ; III., Von der gemeinsamen Praxis ; IV., Vom Anblick dessen, was schon gelingt, und vom Tradieren dessen ; V., Fehlt noch etwas?

Autor: Veit, Marie

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-143373

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Marie Veit

Wovon leben wir Linken?

I. Vom «Nein» zum Bestehenden

In einer Gesellschaft, in der die Menschen in den wichtigsten Fragen nicht Herrinnen und Herren ihres eigenen Lebens sind, ist es unmöglich, Mensch zu bleiben oder zu werden, wenn man sich abfindet und das «Nein» verliert. Selbst idealistischen Philosophen ist klar, dass der Mensch sein Menschsein verliert, wenn er aufhört, die Verantwortung für seine Weise zu leben zu übernehmen. Nicht nur die Tat verändert den Täter; auch das Unterlassen, das Wegsehen und Sich-Abfinden verändert den Menschen, er bleibt nicht er selbst, er wird nicht er selbst. Allerdings diskutieren idealistisch orientierte Philosophen dieses Thema auf eine sehr abgehobene, abstrakte Weise. Ihr Leben im gesicherten Bürgertum lässt sie nur die vergleichsweise harmlosen Probleme wahrnehmen, die es dort noch zu erleben gibt. Das *grosse Wegsehen,* nämlich vom Ergehen der Massen, ist im Ghetto der Bourgeoisie schon längst geschehen.

Links sein heisst, die *Probleme der Massen* für die wichtigeren und für die Situation einer Gesellschaft entscheidenden zu halten. Die Masse der *Kinder* kann nicht lernen, nicht sich entwickeln, wie es ihnen möglich wäre und wie jedes kleine Kind es will. Die Schule dient der *Selektion,* der Zuteilung von Lebenschancen und damit derjenigen Seite des Klassenkampfes, die immer läuft, nämlich dem Klassenkampf von oben. Die Aufrückungsstellen sind für die Kinder derer, die ohnedies «oben» sind; die Privilegien müssen bleiben, wo sie sind. Dem dient das öffentliche Bildungswesen, nicht der Entwicklungschance des einzelnen Kindes oder vielmehr: der Kinder miteinander. Das «Nein» des Pädagogen, der den Kindern dienen will, darf nicht aufhören.

Das heisst allerdings nun nicht, dass der linke Pädagoge gut daran täte, sein «Nein» dadurch zu zeigen, dass er oder sie die Schule verlässt. Leider habe ich schon mehrfach erlebt, dass beamtete Lehrer «ausgestiegen» sind, weil die Schule pädagogisch unerträglich sei. Solange die Kinder nicht aussteigen können, haben auch wir kein Recht dazu! Im übrigen stimmt es ja auch gar nicht, dass man in der heutigen Schule nichts Vernünftiges für die Kinder tun könne, das darf ich aus 25jähriger Lehrerfahrung wohl sagen. Dem einzelnen Lehrer bleibt in vielen Fächern Spielraum genug, um trotz des verordneten Selektionsdruckes Kinder wirklich zu fördern. Es könnte nur alles soviel besser sein ohne diesen Druck . . .

Unser «Nein» gilt ebenso der heutigen Situation der *Erwachsenen.* Sie sind *nicht selbstbestimmt Arbeitende,* denen die Produktionsmittel gehören und die gemeinsam, in Selbstverwaltung, verantworten können, was geschieht. Sie hängen davon ab, ob andere, die grossen Produktionsmittelbesitzer, genügend an ihnen verdienen; sonst stehen sie auf der Strasse. Auch ihre Wohnungen gehören ihnen, den meisten, nicht. Bringen sie nicht mehr genug Rendite, so verlieren sie sie. Die grundlegendsten Gegeben-

heiten des menschlichen Lebens, Arbeiten und Zuhausesein, sind anderer Leute Business und damit fremdbestimmt. Usw. usw.

Wir wissen das alle. Wir haben die Verhältnisse analysiert, und wir wissen: So kann es nicht bleiben. Umweltzerstörung und Krieg, beides fast rein aus Profitgründen, kommen zu allem hinzu und bedrohen eine mögliche menschliche Zukunft in unerträglichster Weise.

Darum sage ich als erstes: «Wir Linken leben vom ‚Nein'».

Aber *kann man davon leben?*

Das «Nein» ist das Rückgrat unserer politischen Existenz in dieser Gesellschaft. Es soll uns nicht gebrochen, es darf aber auch nicht aufgeweicht werden. Immer wieder in der Geschichte der Befreiungskämpfe passiert das, in immer neuer Form. Eine der heute verbreiteten Formen der Aufweichung scheint mir die «Neue Innerlichkeit» zu sein, New Age aller Sorten, der Therapie-Boom etc., d. h. die Ablenkung des Protestes in die so erzbürgerliche Beschäftigung mit sich selbst. Freilich kommt in diesem Trend ein Defizit zum Vorschein, das tatsächlich da ist; wir werden darauf zurückkommen müssen. Aber als erstes und deutlichstes muss gesagt werden: Es ist eine Äusserungsform des Wegsehens von den wirklichen Problemen, des Ausweichens vor der realen politischen Situation, der Aufweichung des «Nein». Man kann sich diese Aufweichung umso eher erlauben, wenn man für sich privat noch eine Nische gefunden hat, in der es sich relativ angenehm existieren lässt.

Ich denke, dass wir dieses «Nein» stärken müssen, in uns und um uns herum. Das bedeutet, dass wir uns einem mächtigen Trend in der überkommenen Kultur bewusst entgegenstellen müssen. Dieser Trend setzt, ausdrücklich oder stillschweigend, Akzeptanz der nun einmal gegebenen Verhältnisse ganz obenan unter den bürgerlichen Tugenden. Er hat sich dabei jahrhundertelang der Stütze der christlichen Religion bedient, so als ob das nun einmal Gegebene eben deshalb auch dem Willen Gottes entspräche. Dazu musste der *christliche Glaube* zwar *in seinem Kern verdreht* werden; aber das ist mit solchem Erfolg gelungen, dass der ursprüngliche Glaube weithin unbekannt geworden ist. Ich gebe nur ein, freilich zentrales Beispiel: Die dritte Bitte des Vaterunsers lautet: «Dein Wille geschehe wie im Himmel so auf Erden.» Jedermann versteht sie heute so, als hiesse es: «Das Schicksal, das nun einmal auf uns zukommt, möge seinen Lauf nehmen; da es Gottes Wille ist, werde ich mich nicht widersetzen.» Ein Denkansatz, der eher zur stoischen Philosophie passt als zum biblischen Glauben! Die ursprüngliche Bedeutung der Bitte war eine *eschatologische,* ein drängendes Verlangen, dass der Wille Gottes endlich auch auf Erden geschehen möge (wie im Himmel schon jetzt). Und der Wille Gottes, die ganze Bibel zeigt es, ist Friede, «Schalom», der ohne Gerechtigkeit nicht zu haben ist . . . Eben diese Bibel ist voll von Beispielen, wie Menschen sich dem «Schicksal» in den Weg stellen, keine Ruhe geben, voll von drängendem Protest.

Die Verdrehung im Kern der Religion wirkt leider nach, auch da, wo man mit der Religion nichts mehr im Sinn hat, ja sie kaum mehr kennt. Elemente der «neutralisierten Religion» sind in der *Mentalitätsprägung der bürgerlichen Gesellschaft* überall gegenwärtig, wenn auch ihrer lebendigen Mitte beraubt; – man vergiftet sich an ihnen wie an Leichenteilen.

Also: Widerstehen wir dem Trend zur resignierten Akzeptanz, bleiben wir beim «Nein». Es sollte aber kein blosses «Nein» der Analyse bleiben, kein bloss kopfschüttelndes, aber dann doch achselzuckendes Nicht-einverstanden-Sein. Wir müssen uns die Fähigkeit zu einem *gesunden Zorn* erhalten und wiedergewinnen. Blosses Besserwissen macht schlapp. Mir persönlich hilft es, mit den ganz normalen Betroffenen zu sprechen, die nicht so privilegiert sind wie eine

Akademikerin; die unglaublichen täglichen kleinen Schikanen, denen die Massen ausgesetzt sind, oder den Skandal der Arbeitslosigkeit von denen selbst geschildert zu bekommen, die darin sind. Es ist, wie Wallraff gezeigt hat und wie täglich zu erfahren ist, immer alles noch dreimal so schlimm, wie man gedacht hat. Mein arbeitsloser Freund Jürgen, 30 Jahre alt, Frau und zwei Kinder, der zweimal aus der Arbeit geflogen ist, bei der «Neuen Heimat» behaust usw., tut viel dazu, den Zorn lebendig zu halten und es mir unmöglich zu machen, das «Nein» zu verlieren.

II. Von der Vision einer neuen Gesellschaft

Über die Vision einer Gesellschaft, in der den Menschen ihr eigenes Leben gehört, ist viel nachgedacht worden, und wir wissen davon. Es sollte eigentlich keine Hexerei sein, die Welt so einzurichten, dass *Menschen Menschen sein* könnten. Aus der Vision heraus entstanden historisch und entstehen heute viele Experimente, mitten *in* den kapitalistischen Ländern, in denen Gruppen vorwegnehmend zu realisieren versuchen, wie ein anderes Wirtschafts- und Gemeinschaftsleben aussehen könnte.

Ein grosser Versuch wurde vor kurzem in «Konkret» geschildert: der *sozialistische Konzern Mondragon* im spanischen Baskenland. Dort, wo die Arbeitslosenquote bei 25 Prozent liegt, hat vor jetzt 30 Jahren ein Priester mit vier Männern ein paar kleine Paraffinschmelzöfen gekauft, die gemeinsam betrieben wurden und deren Erlös allen gemeinsam gehörte. Sie entschieden darüber, was mit dem Gewinn gemacht werden sollte, erweiterten allmählich den Bestand an Arbeitsmitteln und die Produktepalette, nahmen neue Mitarbeiter zu den gleichen Bedingungen auf – und legten das Fundament zu einem Konzern, der heute 171 Betriebe umfasst, inklusive eigener Bank. Das Gefälle zwischen dem Einkommen des Bankdirektors und dem der Putzfrau darf nicht grösser werden als 4:1. Entlassen wird niemand; muss in einem Teilbetrieb rationalisiert werden, so werden die Mitarbeiter auf die übrigen Betriebe verteilt oder zu einem neuen Betrieb vereinigt. Braucht man für eine neue Fertigung einen Experten von ausserhalb, den man hoch bezahlen muss, so darf dieser maximal ein Vierteljahr bleiben. Alle Beschlüsse über Löhne, Prämien, Neueinstellungen, neue Produkte etc. werden von der Belegschaftsversammlung gefasst. Das ist Selbstverwaltungs-Sozialismus!

Was dort aufgebaut wurde, örtlich von grosser Bedeutung ist und, wie schon die Fotos zeigen, den Menschen eine *Menschenwürde* gibt, von der andere kaum träumen, das war nur möglich, weil eine *Vision* vorhanden war, ein Bild des Neuen, das in den Köpfen und den Herzen der Akteure lebte und darum konsequent und wohldurchdacht gemeinsam erbaut werden konnte.

«Vision», das bedeutet: Die wichtigste Dimension im Leben wird die *Zukunft.* Aber nicht die Pseudozukunft des Lottogewinns, der *ohne* Vision nichts verändert (und vorher passiv macht), sondern die gemeinsam gestaltete mögliche Zukunft für alle.

«Ein Volk ohne Vision geht zugrunde», zitiert Dorothee Sölle aus der Bibel. Eine der schlimmsten Verdrehungen, die dem ursprünglichen Christentum angetan wurden, war die, das *Reich Gottes ins Jenseits* zu verlagern. Für ein Jenseits kann man nichts tun, man kann es sich weder vorstellen noch es gestalten, man ist in seinem Menschsein davon ausgeschlossen. Es hiess aber «Dein Reich *komme*» und «Dein Wille geschehe wie im Himmel so auf *Erden*». Mit der Vision eines Reiches des gerechten Schalom kann man leben. Die Christenheit musste unvisionär und damit unkreativ werden, sobald aus dem Reich Gottes das Jenseits geworden war.

Ich möchte ein Gedicht von Dorothee Sölle wiedergeben, das in dem Buch «Ein

Volk ohne Vision geht zugrunde» enthalten ist:

Sheila erzählte mir dass sie
am ostersonntag mal wieder zur kirche ging
sie wollte wissen denk ich mir
ob wir gründe haben
an auferstehung zu glauben
aus dem tod in dem wir jetzt sind

Ihre methode war einfach
sie las keinen alten text vor
sie passte nicht sonderlich auf
sie fragte die teilnehmer einfach
wie denn die andere welt aussehen soll

Das schlimme sagt Sheila war nicht das lange schweigen
man hat den leuten das reden so lange verboten
das schreckliche war was dann kam
an liebe und solchem gerede
da war keine vision sagt Sheila
sie hatten nichts konkretes zu wünschen

Meinst du nicht werfe ich ein
dass es nur ein sprachproblem war
aber das ist es doch sagt sie bestürzt
ohne vision das volk gottes ohne sprache

Und wenn mich etwas tröstet
in diesem gespräch nach ostern
und vor der ausgiessung des geistes
dann war es die trauer in Sheilas stimme
und der schmerz in ihren augen

Was hier zum Ausdruck kommt, kennen wir gut aus der Arbeit an politischen Gottesdiensten, wie sie seit etwa 20 Jahren (seit den Anfängen beim Politischen Nachtgebet in Köln 1968–73) in Basisinitiativen, auf der Startbahn West, in Wackersdorf und in der Friedensbewegung gehalten werden. Was oftmals Schwierigkeiten bereitet, ist die Formulierung *konkreter Bitten:* Was wollen und brauchen wir wirklich als nächstes? Und wie soll das Ziel, das wir erreichen wollen, aussehen? Selbst in den Basisinitiativen kann es dabei vorkommen, dass vor «Utopien» gewarnt wird; «Utopie» ist zum Schimpfwort geworden, dafür hat der Einfluss der Herrschenden gesorgt. Denn ohne Utopie entsteht nichts Neues.

III. Von der gemeinsamen Praxis

Wo nicht *nur* diskutiert wird (nichts gegen Diskussion!), sondern gemeinsam ein Stück *Veränderung* versucht wird, da werden ganz neue Erfahrungen gemacht, die wirklich durch nichts zu ersetzen sind. Ich denke, dass die Basisinitiativen zum wichtigsten Zukunftspotential gehören, das wir haben, eben wegen dieser Erfahrungen, die alle Beteiligten verändern. Da wird *gemeinsam* beraten und geplant, da wird die Arbeit aufgeteilt; jeder bringt, selbstbestimmt, das Seine; da wird über Erfolge und Misserfolge kommuniziert. Ja, da entsteht ein ganz neues Verständnis für die unterschiedlichen Möglichkeiten der einzelnen:

Bei der *Giessener Friedensinitiative,* die Jahr für Jahr die amerikanische Militärparade durch die Stadt behinderte und blockierte, bis sie sich endlich auf das Kasernengelände beschränkte –, bei dieser Initiative gab es Mitglieder, die Angst hatten, sich vor die Panzer auf die Strasse zu setzen; man sagte ihnen: Ihr braucht das nicht zu tun, stellt euch an den Strassenrand und beobachtet gut, was geschieht, wir brauchen auch Zeugen. Eine fast neutestamentliche Rücksicht auf die, die noch nicht soviel wagen, sich aber deshalb nicht diskriminiert sehen.

In vielen Gruppen entsteht, über die gemeinsame politische Praxis hinaus, aber durch sie, auch ein Stück *Gegenkultur* in Tanz und Lied und Spiel. Und wo sie Gottesdienste feiern, da werden diese wieder, was sie in der Urchristenheit waren: Vorwegnahme dessen, was kommt, Feier des Reiches Gottes schon jetzt. «Die Wüste wird blühen», Pablo Nerudas Lied, ist in holländischen Basisgruppen und teilweise auch bei uns ein Standardlied von Linken geworden.

IV. Vom Anblick dessen, was schon gelingt, und vom Tradieren dessen

Unsere bürgerliche Neigung zur achselzuckenden Resignation bringt es mit sich, dass wir meist eher die (zu erwartenden) Fehl- und Rückschläge registrieren als das, was schon gelingt. Dadurch bestätigen wir zwar uns selbst in dem Wissen, wie schlecht diese kapitalistische Gesellschaft doch ist; aber wir werden weder stärker noch handlungsfähiger. Ich denke, wir müssen diesem Trend widerstehen, indem wir sehr bewusst wahrnehmen, was gelingt, und dies auch bewusst weitertragen. Es muss eine *linke Erzählkultur* entstehen, die freilich die Schrecken nicht verschweigt, die Trauer über den Rechtsputsch in Chile, die Sorge um die Bedrängnis Nicaraguas, – die aber zugleich die *Hoffnungszeichen* nicht übersieht, im Grossen wie im Kleinen. Es beschäftigt mich oft und gibt mir sehr zu denken, wie gerade in *den* Ländern, in denen die Linke heute leidet, wie wir alle es uns gar nicht vorzustellen vermögen (Chile, El Salvador, Guatemala), Mut und Hoffnung immer wieder ihr Haupt erheben, immer neue Formen von Solidarität und gegenseitiger Stärkung gefunden werden. Ich nenne als ein Beispiel von vielen die *Mütterkomitees,* in denen Frauen, die Männer und Söhne verloren haben, oft selbst misshandelt wurden, weiterarbeiten und mit ihren so geringen Möglichkeiten es erreichen, dass in der Welt bekannt wird, was geschieht.

Ich persönlich habe mir, vor längerem schon, eine Art «*Hoffnungsmappe*» angelegt, in der nicht Ideen und Wünsche, sondern Fakten gesammelt werden, die Mut machen. (Übrigens reicht eine Mappe schon lange nicht mehr aus; ich habe inzwischen einen Hoffnungs*schrank,* mit Abteilungen für Sozialismus, Bürgerrechte, Kampf um Abrüstung u. a.). Manchmal finden sich darin nüchterne Zahlen, ein Vergleich von *China und Indien* z. B.: China ernährt mit nur sieben Prozent des fruchtbaren Ackerlandes der Erde 25 Prozent der Menschheit, es gibt keine hungernden Massen mehr, weil der Grund und Boden nicht mehr Privateigentum ist. In Indien liest Mutter Teresa die Verhungernden auf von den Strassen Kalkuttas; ihr Tun in allen Ehren, aber: In China wäre sie arbeitslos. *Brasilien* andererseits hat nur 10 Prozent der Bevölkerung Chinas, bei etwa 90 Prozent der Bodenfläche Chinas; das Elend in seinen Slums ist weltbekannt. Die Überlegenheit des Sozialismus ist erwiesen. *Kuba* hat, laut Feststellung der Organisation Amerikanischer Staaten, die besternährte und bestgebildete Bevölkerung ganz Lateinamerikas; der Zeitungsbericht darüber liegt in meiner Mappe.

Erfahrungen in *Jugoslawien,* die ich selber sammeln konnte, beziehen sich auf die so ganz andere Selbstauffassung massgeblicher Politiker, als wir sie kennen; für die kleine Gruppe von «Christen für den Sozialismus», die zu Besuch kam, hatte der Ministerpräsident Sloweniens mehrere Stunden Zeit, hatte sich in eigenhändigen Aufzeichnungen auf unsere Neugier vorbereitet, sprach offen und konkret von den Problemen, die sich dem jugoslawischen Versuch, einen Sozialismus der Selbstverwaltung aufzubauen, in den Weg stellen. Was für andere Menschen entstehen bei dieser Vision! Natürlich liegt auch der Bericht von dieser Reise in der Mappe.

Als die *10'000 Frauen,* die bei der *Chase Manhattan Bank* arbeiten, tagelang streikten und ihr Streikziel erreichten – als die Österreicher *Zwentendorf* kippten oder *Wyhl* noch einmal wieder nicht gebaut werden konnte – als die schon totgesagte Friedensbewegung in *Hasselbach* in nie erwarteten Massen gegen die Cruise Missiles demonstrierte –, alles dies und vieles andere soll und muss in Erinnerung bleiben und weitererzählt werden, damit nicht vergessen wird, was möglich ist.

Für mich als Theologin ist natürlich vor allem das erstaunliche *Erwachen der*

Christenheit Anlass zu Hoffnung und Mut. Noch 1980 hiess es in der holländischen Friedensbewegung: «Unser grösstes Handicap ist das Schweigen der westdeutschen Christen.» Dann, 1981, beim Hamburger Kirchentag (ausser Programm natürlich!) die Demonstration der 80'000 gegen die Pershing II. Wenn man weiss, aus welcher Verquickung von Religion, Nationalismus und Militarismus wir historisch herkommen, gerade im deutschen Protestantismus, wo noch 1914 offiziell gesungen wurde: «Nun bebt vor Gottes und Deutschlands Schwert . . .», wenn man weiss, wie ängstlich kirchenleitende Stellen und die meisten Pfarrer sich hüteten, etwas gegen die Aufrüstung zu sagen (es gibt ja auch die grossen Kirchensteuerzahler, die nicht verärgert werden dürfen!), dann ist dieser Aufstand der kirchlichen Basis schon fast ein Wunder. Aber es gab ihn und gibt ihn, und es lohnt sich, im Gedächtnis zu behalten und zu erzählen, wie es dazu kam.

Mir wird immer wichtiger, dass die *ganze Bibel* kein Lehr-, sondern ein *Erzählbuch* ist. Und ich denke, sie muss fortgeschrieben werden. Ohne Angst vor Personenkult muss auch von den «Zeugen» berichtet werden, jenen Einzelnen, an denen man erfahren kann, was Menschen möglich ist. *Oscar Romero* und *Elisabeth Käsemann, Rosa Luxemburg* und *Martin Luther King,* die vielen einzelnen widerstehenden Männer, Frauen und Gruppen, deren Leben und Schicksal längst publiziert sind, gehören ins linke Erzählen. Wir können es uns überhaupt nicht leisten, an ihnen vorüberzugehen, unsere bürgerliche Resignation zu kultivieren und darüber den Zeitpunkt zu versäumen, an dem *wir* dran sind, dem Beispiel der Zeugen zu folgen und Fakten zu setzen, die, ob gross oder klein, für den Fortschritt des Ganzen notwendig sind.

V. Fehlt noch etwas?

In alledem, wovon ich gesprochen habe, ist bereits enthalten, wovon doch ausdrücklich gesprochen werden muss, gerade weil es bei den Linken leicht übersehen wird. Ich meine die *radikale Individualität des Einzelnen.* Wohl haben wir verstanden, in welchem Masse der einzelne Mensch durch die gesellschaftlichen Verhältnisse geprägt wird; das aber hebt die Individualität nicht auf, wird vielmehr zur Situation, sozusagen zum Material, mit dem der Einzelne sich auseinanderzusetzen hat. Sartre sprach von der «Exklave», die der Einzelne inmitten des von ihm gewählten Denk- und Lebenszusammenhanges sei: Der Kommunist ist nie *nur* Kommunist, sondern er «weiss», dass er auch eine andere Wahl hätte treffen können. Die in einer Gesellschaft bereitliegenden Möglichkeiten, auch das ist ein Bild, das Sartre braucht, sind gewissermassen der Humus, auf dem die Pflanze der einzelnen Existenz wächst; sie selbst ist etwas anderes, etwas «für sich».

Als linker Theologin muss es mir erlaubt sein, hier von *Gott* zu reden. Ich will dies in atheistischer Sprache tun. Was leistet der Gottesbegriff? Ich denke, vor allem eins: Er lässt nicht zu, dass irgend etwas innerweltlich Antreffbares absolut gesetzt wird. Es gibt keinen Führer, der immer recht hat, auch keine Partei; keine Lehre, die immer richtig wäre, kein Buch und kein Lehramt, das absolute Wahrheit setzt. Es ist da gewissermassen eine offene Stelle, Kehrseite der Kontingenz des gesamten Seienden. Diese «offene Stelle» ist die Quelle der Freiheit des Einzelnen. Durch sie kommt der Atem der Zukunft herein, der Ruf zum Leben. Wir sind nicht die Herren des Ganzen, die vom Standpunkt einer überlegenen Lehre her das Ganze «im Griff» hätten. Wir sind nicht «drüber», über der gesamten Wirklichkeit, sondern wir sind «drin». Aber es erreicht uns der Ruf der Zukunft. (Wir nennen ihn: die Stimme Gottes).

Die *Freiheit,* die der Einzelne dadurch gewinnt, war schon immer der Schrecken

der Herrschenden. So betrieben sie mit Intensität die Ideologiewerdung des Christentums – dem nichts Schlimmeres als das geschehen konnte. Alle Verdrehungen im Einzelnen, von denen ich gesprochen habe, hängen genau damit zusammen: Das Christentum selbst sollte zur absolut richtigen Lehre ausgebaut werden und die «offene Stelle» verschliessen. Damit wird zugleich dem Einzelnen die Realisierung seiner eigensten Freiheit verstellt.

Ich möchte dasselbe noch einmal anders ausdrücken: Wir kommen aus Tiefen, die wir selbst nicht kennen, auch nicht durch unser Tun erreichen können, die aber selbst hinter allem, was wir tun, stehen: zerstörend, wenn das, was wir tun, Lüge enthält (z. B. die Unterwerfung unter eine absolut gesetzte Lehre); stärkend, strömend, tröstend, wenn das, was wir tun, der Wahrheit unserer Tiefe entspricht. Luther unterschied hier «Herz» und «Werk»; genauer noch sprach er von «des Herzens Grund». Hier gilt kein Image, wie es in der Warengesellschaft gilt, wo es vielfach nur darauf ankommt, welchen Eindruck man macht, nicht, wer wir wirklich sind. Entziehen wir uns diesem Selbstbetrug, versuchen wir, uns selbst und unser Wirken zu bedenken, dann lernen wir: Die Wahrheit setzt sich, von innen heraus, in uns selber durch; wir können nicht verfügen. Die sanfte, ganz sichere und unerbittliche Stimme der Wahrheit bringt sich zur Geltung. Deshalb können «Dissidenten» durch Gewalt zwar kaputtgemacht, aber nicht überzeugt werden: «Es denkt an der Basis», wie Rudolf Bahro in seinen besseren Tagen formulierte.

Ich denke, dass wir Linken in der manipulativen Gesellschaft, in der wir leben, Anwälte der radikalen Individualität des Einzelnen (in anderer Sprache könnte ich auch sagen: der Menschenwürde) sein müssen. Das bedeutet gerade *nicht permissive Beliebigkeit* der Standpunkte. Wo der Einzelne ernst genommen wird und sich selbst ernst nimmt, da kann klar argumentiert und eindeutig Position bezogen werden. Die Option für eine Gesellschaft, in der die Massen (nicht nur ein paar Privilegierte) als *Menschen* leben können, werden wir uns nicht nehmen lassen; ich erinnere an das «Nein» im ersten Abschnitt dieses Referats. Aber über den kurzen Weg, die Massen mit einer neuen, nunmehr vermeintlich richtigen Doktrin beherrschen zu wollen, ist nichts wirklich Neues zu erreichen. Von den Erfahrungen der Massen zu lernen, mit ihnen zusammen an der Befreiung von Manipulation und damit langfristig an der Veränderung der realen Verhältnisse zu arbeiten, das erfordert langen Atem.

Religion, die zu sich selbst befreit ist, macht dies leichter. Ich schlage deshalb vor, am Schluss dieser Veranstaltung zusammen eine Litanei zu singen (man kann auch «hörend» singen, mit Distanz, ohne sich vereinnahmen zu lassen!), in der wir einige unserer grossen Vorbilder und Ermutiger, von Oscar Romero und Helder Câmara, Rosa Luxemburg und Elisabeth Käsemann bis zum Volk von Nicaragua uns vor Augen stellen und der Sehnsucht Ausdruck geben, von ihnen lernen zu können.

Wozu führt es, wenn Ethik apolitisch betrieben wird? Es führt im ganzen gesehen zu falschen Antworten. Es führt zu Antworten, die im Machtverhältnis nur für die mächtigere Seite gelten. Oder anders gesagt: Nur jene können auf die Idee kommen, Ethik apolitisch zu betreiben, die in irgendeiner Art Machtungleichgewicht stehen, und zwar auf der mächtigeren Seite. Eine apolitische Ethik ist immer eine Ethik derjenigen, die etwas zu verlieren haben, wenn die Machtfrage gestellt wird.

(Gret Haller, Streitbare Friedfertigkeit, Bern 1987, S. 18)